

Telephon-Anekdote

Autor(en): **Gruene, Gregor**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **15 (1939)**

Heft 42

PDF erstellt am: **28.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-753745>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

welcher fest angestellt ist; Hilfslehrer haben wir deren zehn. Das ist auch ein Mädchenschwarm. Und zwar hauptsächlich deswegen, weil er noch nicht verheiratet ist. Er hat zwar nicht mehr viele Haare auf dem Kopf und ein bißchen eine nasse Aussprache, sieht auch nicht besonders intelligent aus — aber das ist ja egal, wenn man dafür Frau Professor wird und ...»

«Na, na, na, hier wird ja heftig gearbeitet! Was geht denn hier vor?»

Auf der Schwelle stand eine dunkle Männergestalt. Susi schaute betroffen in das interessante Gesicht des Fremden vom gestrigen Abend. Ein leises «Um's Himmels willen!» entfuhr ihr. Der Schüler und sie waren unwillkürlich aufgestanden. Sie senkte den Kopf, so daß sie das Aufblitzen des Wiedererkennens in den tief liegenden Männeraugen nicht gewahrte.

«Wo ist denn Ihr deutscher Aufsatz? Schwatzen können Sie nachher noch genug!»

«Der da — ich weiß ja nicht einmal, wie du heißt...!» Susi schaute verstört zu dem Schüler auf, «er hat ihn schon vor einer Stunde im Hades ab — im Rektorat abgegeben.»

«Also schon fertig? Ja? Was trieben Sie denn bis jetzt?»

«Da habe ich halt noch den französischen Aufsatz geschrieben.»

Der Professor nahm die Blätter, welche sie ihm hinreichte und überflog deren Inhalt mit den Augen.

«Was? Die Mutter Genferin, der Vater Deutschschweizer, im Tessin aufgewachsen! Das ist auch nur in der Schweiz möglich! Sie sprechen also alle drei Landessprachen?»

«Ja, schon», Susi zuckte die Achseln, «mit dem Vater spreche ich zürichdeutsch, mit dem Bruder französisch, da er behauptet, das sei die schönste Sprache, mit den Kameraden natürlich italienisch.»

«Welche Sprache empfinden Sie nun als Fremdsprache?»

«Die Muttersprache!» Sie lachten, und Susi faßte Mut.

«Herr Professor, darf ich den deutschen Aufsatz noch einmal schreiben?»

«Wieso das? Ich glaubte, der sei fertig?»

«Ich möchte — ich habe — — —.»

«Nein, nein, das kommt nicht in Frage. Wenn Sie etwas Unüberlegtes geschrieben haben, so ist das Ihre Sache. Es hat Ihnen ja niemand befohlen, den Aufsatz in zwei Stunden zu beendigen.» Damit schritt der Professor ohne Gruß hinaus, und die Türe flog nicht gerade sanft ins Schloß.

«Da hast du ihn schon genossen, den Ritter Georg. Siehst du, du bist ganz baff. Ja, ja, Nr. X.» Der Schüler lachte, als er in Susis verstörtes Gesicht sah.

«Du hast gut lachen. Blöd so was! Dieser Aufsatz bedeutet zugleich den Anfang und das Ende meiner Schulzeit in Alt-Rheinburg. Und hör nur, warum!» Susi erzählte von ihrer gestrigen Fahrt, und wie die Frau und der Mann gelacht hatten über ihr Buch. «Mit dieser kleinen Episode begann ich den Aufsatz über Schopenhauer und bin dabei in sehr wenig respektvoller Weise über die Ignoranz dieser Dummköpfe losgezogen. Oh, Gott im Himmel, ich könnte mich ohrfeigen!»

Der Gymnasiast war zuerst betroffen, dann platzte er aber los. «Also, so was! Ein richtiges bête noire! Sagt dem Säugling ‚Du‘ und dem Ritter Georg, er sei ein Dummkopf! Hahahaha!» Er krümmte sich vor Lachen. «Uebrigens hast du damit nicht nur ihm, sondern auch seiner Frau sehr unredlich getan.»

«Das war seine Frau? Er ist verheiratet?» klang es zaghaft von ihren Lippen.

«Das sind wieder zwei Fragen von echt weiblicher Logik. Sie werden wohl verheiratet sein, wenn ich sage, das war seine Frau. Oh, diese Weiber!»

Susi begann ihre Sachen zusammenzupacken; der Schüler merkte, daß sie sehr niedergeschlagen dreinschaute.

«Du, so schlimm wird es doch nicht werden, wenn der französische Aufsatz gut ist, die deutsche, mündliche Prüfung auch — — —. In der Mathi wird es die Quappe schon nicht so ernst nehmen — wenn du ihn etwas hilflos anstarrst, so läßt er buchstäblich fünf gerade sein. Die Experten brauchst du nicht zu fürchten, die verstehen nichts von Mathematik. Latein kannst du doch sicher gut? Na, also, Kopf hoch! Es ist übrigens noch gar nicht gesagt, ob der Ritter Georg die Sache so tragisch nimmt.» —

Am andern Abend gegen sechs Uhr meldete sich Susi wieder auf dem Rektorat, um das Ergebnis ihrer Prüfung zu erfahren. So übel wie jetzt war es ihr bei der Anmeldung nicht gewesen! Wenn sie nur um Gottes willen den Ritter Georg nicht antraf! So hatte sie sich ihr Lebtage noch nie geschämt; und wenn sie die Prüfung bestanden hätte — fast wäre es ihr lieber gewesen, nein —, so mußte sie zuerst daran denken, sich bei ihm zu entschuldigen. Entsetzlich! Susanne Walther und sich entschuldigen!

Der Rektor war nicht anwesend, nur dessen Sekretärin.

«Sie sind doch Walther, Susanne? Sie können morgen in die 5. Klasse eintreten.» Die Sekretärin suchte auf ihrem Schreibtisch und reichte dann Susi einen Stundenplan hin. «Die Klasse hat das Zimmer Nr. 22.»

Susi ergriff das Papier, murmelte ein «Danke» und wollte sich entfernen. Aber an der Türe kehrte sie noch einmal um: «Fräulein, darf ich Sie um etwas bitten? Ich sollte hier ein Zimmer suchen, weiß aber gar nicht, an wen ich mich wenden soll. Haben Sie vielleicht irgendein Verzeichnis, oder soll ich ins Stadthaus?»

«Doch, doch, setzen Sie sich einen Augenblick; das alles können wir gleich hier abmachen. Wir haben ein Adressenverzeichnis. — Da.»

«Ich möchte, wenn möglich, gerne etwas außerhalb des Städtchens wohnen, am allerliebsten am Rhein unten.»

«Ja, das ist schwierig. Da habe ich nur noch das Zimmer bei Frau Haßler, und ich kann Ihnen nicht einmal sagen, ob es noch frei ist.» Dabei ergriff sie den Hörer des Telefons und stellte sich die Nummer ein.

«Frau Professor? Hier ist das Gymnasium. Ich möchte Sie fragen, ob Sie Ihr Zimmer schon vermietet haben? Noch nicht? Es ist hier eine Schülerin, welche ein Zimmer sucht; ich schicke sie Ihnen vorbei, wenn es Ihnen paßt. — Gern. — Danke sehr. — Sie können gleich noch hingehen und sich das Zimmer ansehen. Nein, das ist nicht nach der Seite des Krankenhauses, sondern rheinaufwärts. Sie können gar nicht fehl gehen: Sie folgen der Hauptstraße bis ans Ende der Stadt, dann ist es das allerletzte Haus gegen den Rhein hin, Nr. 64. Den Hund brauchen Sie nicht zu fürchten, er ist immer angebunden.»

(Fortsetzung folgt)

Telephon-Anekdote

Von Gregor Gruene

Ein junger Mann, den wir Sylvius nennen wollen, führte statt eines Tagebuchs seiner Liebeserlebnisse ein kleines schwarzledernes Notizbuch mit sich, in das er Mädchennamen und Telephonnummern einzutragen pflegte. Vergebens hätte man in diesem Vademecum eine Adresse oder sonst einen Hinweis gesucht, der einem Biographen oder Detektiv Aufschlüsse über den Umgang dieses jungen Herrn hätte geben können. Nichts davon. Dieser junge Mann schien, nach dem Inhalt dieses seines Notizbüchleins, ein kurz angebundener Zeitgenosse zu sein. Und das stimmte auch insofern, als er sich in Kürze an junge Mädchen band, die seinen Weg kreuzten. Das Bindemittel aber war das Telephon. In Gesellschaft und auf Tanzunterhaltungen war das zehnte Wort, das er zu einer Neubekannteten wagte: «Wetten, daß ich Ihre Telephonnummer errate?» Und selbstverständlich erriet er sie nie, aber er blieb beim Thema so lange, bis er die richtige Nummer erfuhr oder herausbekam.

Sodann übte er die Ziffern mit mnemotechnischen Hilfsmitteln ein, und in einem unbewachten Augenblick fixierte er sie in seinem kleinen schwarzledernen Taschenbuch. Manchmal trug er diese Nummer erst zu Hause ein, aber bis zur Eintragung behielt er sie im Kopfe, mühelos, denn dieser junge Herr war Historiker. In dieser Eigenschaft vermochte er die neu empfangenen Nummern an historische Ereignisse zu binden, und auf diese nützliche Weise verging ihm keine Stunde oberflächlicher Gesellschaft, die er nicht zugleich mit Repetition von Jahreszahlen und geschichtlichen Ereignissen erfüllt hätte. Und so nimmt's den Wissenden nicht wunder, daß dieser junge Mann, der seine Zeit zwischen Büchern und Mädchen teilte, ohne je ein Mädchen einem Buch zu opfern, nach zehn Ballwintern, die sein Telephonbüchlein vollgefüllt hatten, eine Dozentur für Geschichtswissenschaft erhielt.

Nun hielt er fleißig Vorlesungen an der Universität seiner tanzvergnügten Stadt, und während er übers Katheder sich beugte und das Wort an seine wenigen, aber aufmerksamen Hörer richtete, spielten seine schmalen Finger mit dem kleinen schwarzledernen Notizbuch, so daß die Blätter auseinanderfielen und Zahl um Zahl in seine Augen stieg: ach, es waren einmal nichts als Tele-

phonnummern und Mädchenanschlüsse gewesen — aber nun waren sie nichts als Jahreszahlen und Geschichtsdaten! Was einmal Grete geheißen hatte, war jetzt die Schlacht am Amselfeld, was sich einst als Rosalinde nur unter Schlichen an den Apparat locken ließ, war jetzt der Friede von Osnabrück.

Nun aber war das Geschichts- und Geschichtenbuch des Dozenten Sylvius voll, und er konnte es nicht mehr weiterführen, und es schickte sich auch nicht mehr, den jungen Mädchen ihre Telephonnummern zu entreißen, denn Sylvius stand bald vor dem «Professor», und so wenig ihm das lag, er mußte nun allmählich, im Interesse seines wissenschaftlichen Rufes, auf leichte Würde und gemessene Zurückhaltung schauen. Und mit der leichten Würde, der die Eleganz nicht fehlte, sagte er einmal einer jungen und sehr graziösen Dame, auf die er ein Auge geworfen hatte, ohnehin: «Vielleicht läuten Sie einmal bei mir an?» Und er gab ihr seine Nummer: 33-21.

Die junge und graziöse Dame aber hatte kein Büchlein bei sich, in das sie diese scheinbar gefällige und doch so schwierige Nummer hätte eintragen können. «Wie soll ich mir das nur merken?» fragte sie Herrn Dr. Sylvius. «Sehr einfach», antwortete der Dozent. «Denken Sie nur daran, daß ich dreißig bin und Sie einundzwanzig!»

Hier wäre es angebracht, den Leser nicht länger darüber im unklaren zu lassen, daß Sylvius in der Tat dreißig Winter zählte; und eben aus dem Grunde, man darf auch das verraten, spielte er bereits ganz leise mit dem Gedanken, sich für länger als bisher an eine Frau zu binden. Die junge und, wie betont, graziöse Dame aber, der er eben seine Telephonnummer ans Herz gelegt hatte, war von der Art, daß sie zu einer längeren, ja dauernden Bindung getaugt hätte. Und Sylvius wäre nicht ein im Umgang mit jungen und nachgerade graziösen Damen erfahrener Mann gewesen, hätte er nicht sogleich in den Augen seiner Partnerin gelesen, daß sie seine Nummer bald benutzen würde. Leider riß der Trubel dieses Künstlerfestes die beiden auseinander.

Erst nach Jahren traf er sie wieder. Nun war es zu spät für beide.

Warum aber hatte sie damals nicht die Nummer gerufen, die er ihr so greifbar ins Gedächtnis gelegt? Waren die mnemotechnischen Hilfsmittel unseres kundigen Sylvius verfehlt gewesen? Oder hatte die junge Dame die Nummer mit dem Interesse verloren?

Sylvius erinnerte sich, manche schöne Nachmittage in seinem Studierzimmer verbracht zu haben, und nicht um zu studieren, sondern um auf den Fernruf der jungen und in der Erinnerung immer graziöseren Dame zu warten. Er wußte nicht ihren Namen, sie wußte nicht seinen, und sein Nummernbüchlein war zwar übervoll, doch gerade die wichtigste Nummer fehlte ihm, fehlte ihm, fehlte ihm!

Was war geschehen? Wie konnten sich zwei Menschen im Wust der Welt verlieren, die vielleicht füreinander bestimmt waren und die bereits durch den Telephon-draht verbunden schienen, die sicherste Verbindung nach der Meinung unseres statistisch erfahrenen Sylvius, der immer behauptet hatte, kein Name sei wichtig und keine Adresse, nur das Telephon?!

Als er aber die Gesuchte nach Jahren wiedertraf — und wer wollte uns beweisen, daß sie nicht Sylvia hieß? —, erfuhr er die Lösung dieses Rätsels, Sylvia hatte ihn oft genug gerufen, aber niemals erreicht: es hatte sich immer eine fremde und immer eine andere Stimme gemeldet. Ja, sie hatte sogar ein Jahr später und noch zwei Jahre später sein Telephon verlangt, immer zur Winters- und Ballzeit. Aber... sie hatte am Tage nach jener Ballnacht die Nummer 33-20 verlangt und ein Jahr später 33-19 und wieder nach einem Jahr 33-18...

Ja, so war es gewesen, und an dem Ausgang dieser Geschichte mag man erkennen, daß auch Telephonnummern ihr Mysterium haben, und daß man sie darum lieber mit dem Bleistift festhalten sollte als mit Mnemotechnik. O Sylvius, hättest du doch der Dame Sylvia lieber gesagt, sie möchte sich die Zahl merken, denn im Jahre 3321 vor unserer Zeitrechnung sei das Treffen bei... Aspasia gewesen! Denn die Damen können mancherlei Zahlen im Kopfe behalten, nur nicht ihr eigenes Alter, und außerdem haben sie die wunderbare Eigenheit, sich von Jahr zu Jahr zu verjüngen...